

Nr. 248. Bromberg, den 28. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(11. Fortsetzung.)

Juliane durchzuckt plötzlich eine Erinnerung. „Ist er verlobt?"

Mackenzie läßt verblüfft die Gabel sinken, die er gerade zum Mund führen wollte. In seinen Augen blitzt es auf wie mißtrauische Wachsamkeit.

„Ich meinte nur so . . ." Juliane fühlt sich ärgerlich erröten. Erst nachträglich kommt ihr der merkwürdige Eindruck zum Bewußtsein, den ihre spontane Frage erwecken mußte. „Die meisten Kolonisten sind doch verlobt oder verheiratet, dachte ich mir." Warum sie diese lahme Erklärung gibt, ist ihr selbst nicht ganz klar.

„Sie haben richtig taxiert!" Mackenzie leert sein beschlagenes Glas. „Er ist verlobt, soviel ich weiß. Wir sprachen neulich davon. Ich sagte ihm, daß ich auch heiraten wolle." Er hat sich auf den Tisch gelehnt, das leere Glas zwischen den Händen und sieht Juliane fest an.

„Dann hält er mich jetzt wahrscheinlich schon für Ihre Braut", scherzt Juliane, „und sieht deshalb so interessiert her?'

Das stimmt tatsächlich. Mackenzie kann sich durch eine Wendung des Kopfes davon überzeugen. „Ich werde Sie miteinander bekanntmachen", entscheidet er.

Als Molitor kurz darauf von seinem Tisch aufsteht und vorüberkommt, erhebt sich der Direktor und tritt ihm entgegen. Juliane sieht überrascht zu. Sie weiß nicht recht, worauf das hinausgeht.

„Erfreut, Sie zu treffen, Mr. Molitor! Wir sprachen eben von Ihnen. Möchte Sie mit einer Landsmännin bekanntmachen: Mr. Molitor — meine — — mein Besuch, Fräulein Juliane ter Steegen", führt er, auf Julianes warnenden Blick, die Vorstellung zu Ende.

„Sehr angenehm!" Molitors knappe Verbeugung wird von einem liebenswürdigen Lächeln begleitet, dem ein kleiner Hauch von Humor beigesellt ist.

„Nehmen Sie doch, bitte, Platz, Herr Molitor!" sagt Juliane auf deutsch und reicht ihm die Hand. Seine Finger sind offenbar aus Holz, mit eisernen Scharnieren.

„Wirklich eine freudige Überraschung für mich, in meiner Muttersprache begrüßt zu werden!" Molitor setzt sich. „Sie sind doch Holländerin — dem Namen nach, gnädiges Fräulein?" Dabei sieht er dem jungen Mädchen ins Gesicht; das reine, tiefe Grau ihrer Augen fällt ihm angenehm auf.

„Halb," sagt Juliane. „Es gibt hier aber doch gewiß eine Menge Deutsche?"

„Das wohl. Aber ich komme kaum je mit ihnen zusammen. Mein einziger Nachbar in zwölf Meilen Entfernung ist ein alter Schotte."

„Da leben Sie also wohl wie ein Einsiedler auf Ihrer Farm? Ich weiß nämlich schon, daß Sie eine haben."

„Die Hungerfarm!" bestätigt Molitor bereitwillig. „Es ist aber nicht so schlimm, wie fichs anhört. Ich tue auch alles mögliche, um kein Sonderling zu werden, und bin deshalb wieder mal hier."

Juliane betrachtet ihn, während er spricht, mit erstaunter Neugier, die zu offenherzig ist, um zu verletzen. War dies nun tatsächlich Ines Discatis Verlobter? Allmählich ist ihr die ganz genaue Erinnerung zurückgekehrt. Mancherlei Erinnerung . . .

„Was machen die Geschäfte?" stößt Mackenzie unvermittelt vor. „Ich habe gehört, Sie seien dabei, ein Konsortium für die Bohrung auf die Beine zu bringen?"

Molitor schüttelte den Kopf. „Ich habe hier nur mit einer bescheidenen Möbelfirma verhandelt," sagte er verstockt.

Mackenzie kneift die Augenbrauen zusammen und sieht ihn scharf an. „Das wäre ungemein vernünftig. Aber Sie halten trotzdem an Ihrer Idee fest? Ich kenne Sie. Und ich warne Sie. Sie sollten sich die Sache reiflich überlegen!"

„Wenn Sie mich kennen, werden Sie begreifen, daß ich es getan habe," antwortete Molitor mit höflicher Bestimmtheit.

„Möglich . . . Aber die Verhältnisse ändern sich. Noch halte ich mein Angebot aufrecht."

Was ist das? denkt Juliane und streichelt Clever, den sie auf ihren Schoß genommen hat. Das Terrain soll doch nichts wert sein?

„Danke!" hört sie Molitor sagen. Dann guckt er über den Tischrand. „Lieber Himmel, was haben Sie denn da, gnädiges Fräulein?"

„Clever", sagt Juliane und hebt den schlaftrunkenen Terrier halb auf.

Molitors Finger kraulen behutsam den Rücken der Hundenase, die seinen Handteller zutraulich beschnüffelt. „Clever? Da sollen Sie meinen Zerberus sehen! Den Höllenhund als Gegenstück zum Schoßhund!"

Warte nur! denkt Mackenzie und zündet sich eine Zigarre an. Dann schaut er nach der Uhr.

„Ich möchte mich nun verabschieden," sagt Molitor daraufhin mit verbindlicher Miene. „Ich wollte noch zur Post. Mit demselben Dampfer, der Sie wohl gebracht hat, erwarte auch ich etwas."

Juliane, die ihn fragend ansieht, wundert sich über das tiefe Leuchten in seinen Augen. Mackenzie, der den Inhalt des Briefes schon kennt, den Molitor erwartet, bläst schweigend den Rauch in die Luft. — —

Askan Molitor geht zur Post. Die Hitze des Tages und das Dröhnen des Verkehrs stauen sich zwischen den Mauern. Dann hält er den Brief in den Händen, den der Schalterbeamte aus dem letzten Posteingang herausgesucht hat. Molitor hatte ihn postlagernd auf dem zeitraubenden Wege nach der Fahnenstange an der Bucht hier aufgehalten.

Uneröffnet steckt er ihn auf der Straße in die Tasche und geht zum Hotel zurück, geradewegs auf sein Zimmer. Das Taschenmesser fährt durch das violette Papier. Zwei Bogen; kaum mehr wahrzunehmender Duft — stark genug, drei Jahre zu überbrücken. „Antwerpen, den 19. Juni." Als Aufgabestempel: Ostende. Kleine Unstimmigkeiten; bei einer Frau wie Ines etwas, über das man hinwegsehen mußte. Was weiter?

„Lieber Askan!" — Molitors Gesicht, über dem ein froher Glanz von Weichheit und Güte gelegen hat, verändert sich, je länger er liest. Er liest lange an den zwei Bogen.

„Das kannst Du mir doch nicht zumuten: ein solches Leben, in solcher Einöde? Wenn Du mich liebst. Wenn es gar nicht anders ginge, wollte ich ja nichts sagen. Wir sind doch nun einmal verlobt. Seit drei Jahren warte ich hier. Glaubst Du wirklich, daß Dein Terrain so viel wert ist, dann verkaufe es doch! Dann könnten wir vielleicht ganz anständig leben. Auch wenn Du nicht so viel bekommst, wie Du etwa gehofft hast, später herauszuholen. Da kann man sich doch sehr irren, Askan; ich möchte wenigstens kein solches Risiko eingehen. Das sage ich Dir ganz ehrlich. Deshalb, wenn Du ernstlich willst, daß ich alles hier aufgebe und zu Dir komme und wir heiraten, dann schicke mir umgehend Nachricht, am besten per Kabel, ob Du damit einverstanden bist! Und schicke mir gleichzeitig auch genügend Geld mit, um mir hier noch eine Aussteuer anzuschaffen — wenigstens das, was ich persönlich brauche! Dann will ich gern so schnell wie möglich kommen, obwohl es ein schwerwiegender Entschluß ist. Aber ich hänge doch sehr an Dir, lieber Askan — das weißt Du. Und ich zweifle auch nicht, daß Du einsehen wirst, daß ich ein Leben, so wie Du es Dir denkst, nicht führen kann . . ."

Diese Sätze, die Kern und Inhalt des Briefes bilden, kann Molitor sich auswendig wiederholen, so fest haben sie sich seinem Hirn eingeprägt. Vielleicht hatte Sie ein Recht zu diesem Ultimatum? Aber er versteht es nicht. Dann geht er in plötzlichem Entschluß rasch zur Tür und die Treppe hinunter. Es ist nichts als ein jäher Heißhunger nach Licht und Menschen, der ihn erfaßt hat, bewußt und doch eigentlich ziellos.

In der Hotelhalle konzertiert im Stakkatorhythmus eine Jazzband; unter surrenden Fächerventilatoren wird dazu getanzt. Molitor bleibt am Eingang stehen, minutenlang, und läßt den Trubel an sich vorüberziehen. Völlig beziehungslos. Dann hat er genug und flieht in die Bar, wo er zwei Cocktails trinkt. Das ist auch nicht das richtige.

Vielleicht das Lesezimmer? Es werden neue europäische Zeitungen da sein. Vielleicht ist es sogar leer. Er will keine Menschen mehr sehen und vor allem nicht angesprochen werden. Mit diesem Entschluß verbissener Abwehr tritt er über die Schwelle des Saales, wo gedämpftes Licht über breite Klubsessel fällt, die glücklicherweise alle unbesetzt sind.

Am Schreibtisch jedoch sitzt eine Dame. Das ist ihm derart zuwider, daß er am liebsten umgekehrt und auf sein Zimmer gegangen wäre. Aber er warnt sich selber vor solcher Hysterie und setzt sich neben einen Tisch mit Zeitschriften, in denen er zu blättern beginnt.

Etwas Kaltes, Feuchtes berührt unversehens seine herabhängende Hand, so daß er aus seinem Grübeln auffährt. Ein kleiner weißer Terrier . . . Verstohlen muß er über den Teppich herangekommen sein; nun steht er da, wirbelt erwartungsvoll den Schwanzstummel und blickt den Mann, der aus seinem inneren Gleichgewicht geraten ist, mit vertrauenden Hundeaugen an. Molitor erinnert sich seiner denn auch sofort. Vorsichtig bewegt er die Finger, ohne einen Laut von sich zu geben. Abermals kommt die kalte Schnauze in seine Hand. Es tut wohl, die Hand um die flaumige Nase zu legen, die sich mit offenbarem Verständnis für das Geheime des Vorganges ebenso lautlos festhalten läßt.

Molitor schielt zum Schreibtisch. Juliane hat nichts bemerkt, schreibt ruhig weiter. Er wird zu keiner Unterhaltung genötigt sein. Wahrscheinlich schreibt sie nach Hause? Nachdenklich läßt er die Augen auf dem geneigten Mädchenkopf ruhen. Ein anderes Schicksal . . . Denn daß sie die voraussichtliche Braut Mackenzies ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, so befremdlich der Kontrast zwischen beiden auch sein mag.

Er läßt den Terrier los. Dann steht er auf und geht leise hinaus. Juliane hebt den Kopf und sieht ihm nach — einen Augenblick nur; dann beugt sie sich wieder über das Papier.

Askan Molitor trägt behutsam die Befriedigung der letzten Minuten mit auf sein Zimmer. Sie liegt nur wie ein dünner Schleier über den gespannten Nerven, den jedes Geräusch zerreißen kann; und deshalb macht er keins, um sich selbst nicht zu wecken . . .

Trotzdem findet er keinen Schlaf. Und als er ihn endlich findet, ist er unstet und von quälenden Traumbildern gespenstisch belebt.

Molitor, gewöhnt, vom Gekreisch des Jägerliests geweckt zu werden, des „Lachenden Hans", dieses Vogels der Wildnis, dessen Geschrei wie Menschenlachen ist und die Morgendämmerung anzeigt, erwacht auch in seinem Hotelbett um die gleiche Zeit. Still mit offenen Augen daliegend, sieht er das Licht wachsen, zieht sich dann an und geht hinunter.

Das Frühstückszimmer ist beinahe leer. Molitor setzt sich an einen Tisch beim Fenster und bestellt Tee.

Etwas später kommt Juliane mit Clever. Sie sieht Molitor sitzen. Das harte Frühlicht zeichnet hart die Konturen seines Kopfes. Nordischer Langschädel, denkt Juliane.

Sein Tee wird serviert. Er wendet sich um und sieht sie. Einen Augenblick zögert er, steht dann auf und geht auf sie zu. „Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Ich sah Sie gestern abend noch im Schreibzimmer, aber ich wollte nicht stören."

„Sie hätten mich nicht gestört. Ich hatte Sie wohl gesehen, Herr Molitor, hatte aber nicht den Eindruck, daß Sie Gesellschaft suchten."

„Nein."

„Lassen Sie Ihren Tee nicht kalt werden!"

„Darf ich Sie bitten, bei mir Platz zu nehmen?" Molitor sieht dabei zu diesem Tisch hinüber, an dem noch freie Plätze sind, und dann wieder Juliane an.

Sie nickt. Sitzt dann ihm gegenüber. Sein Gesicht ist still und verhalten. Sie erinnert sich seiner strahlenden Erwartung vom gestrigen Tage und wendet sich ab.

Molitor ist befangen. Nun, da das Mädchen ihm gegenübersitzt, sucht er nach einem Gespräch. Es ist so lange her, daß er mit einer Frau seiner Rasse und seines Standes zusammen war. Allein an einem Tisch noch dazu. Warum hat er sie aufgefordert? Da sie noch keinen Tee hat, füllt er ihre Tasse aus seiner Kanne. „Werden Sie für immer in Adelaide bleiben?" fragte er. „Ich meine, weil es doch eine sehr weite Reise ist, die man nicht zum Vergnügen macht . . . Sie kamen über Antwerpen, gnädiges Fräulein, wie ich hörte?"

„Ja. Ich habe einen Onkel dort. Dr. de Hemptin, auch ein Bekannter von Mr. Mackenzie." Sie hat für Clever ein Stückchen Brot gestrichen. „Ich bin auch nicht zum Vergnügen hier. Ob ich hierbleibe, weiß ich noch nicht. Ich glaube kaum."

„Kennen Sie Fräulein Discail?" Molitors Stimme klingt behutsam und gedämpft. „Sie ist Sekretärin bei Dr. Hemptin."

„Ich habe sie in Ostende kennengelernt."

Also doch Ostende —! „Sie ist meine Braut . . ."

„Ich wußte es. Sie wollen bald heiraten? Sie sagten doch, Sie seien hier, um Ihre Möbel zu bestellen?"

„Ich habe sie bestellt."

„Für Ihre Farm? Die Hungerfarm? Nannten Sie sie nicht so?"

„Ja. Aber es ist nicht mehr so schlimm."

Juliane sieht ihn an; in seinen Augen glimmt ein Funke aus der Tiefe. „Für Fräulein Discail?" fragte sie. „Glauben Sie — — —" Juliane hält inne. Was geht es sie denn an? Sie krault Clever hinter den Ohren, der die Pfoten auf ihren Schoß gelegt hat. Es geht sie, weiß Gott, nichts an.

„— — daß das richtig ist?" vollendet Molitor folgerichtig den Satz. „Es ist bestimmt das Richtige, daß die Frau das Leben ihres Mannes teilt."

Dagegen ist nichts zu machen. Höchstens, daß Ines Discail vielleicht eine weniger klare Auffassung hat. „Und das Terrain?" Diese Frage muß Juliane stellen. Unweigerlich. Mit voller Absicht tut sie es. Und wartet. —

Molitor schweigt überrascht. Warum fragt sie das — sie, Mackenzies Braut? Sekundenlang forscht er in ihrem Gesicht. Nein: Das ist ganz offener Ernst . . . „Ich werde es verkaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Einwanderung in Galizien vor 150 Jahren.

Aus einem Vortrag des Studienrats Lang,

gehalten am 12. Oktober d. J. in der Historischen Gruppe der D. G. f. K. und W. in Bromberg.

(Schluß.)

Aus dem gleichen Dornfeld erzählt aber Rohrer, wie er gelegentlich an einem Sonntag in Dornfeld war und eine Bäuerin angetroffen hat, die gerade in Gellerts moralischen Vorlesungen gelesen hat.

Einen großen Kampf hatten die Pastoren gegen die Gewohnheit, in der Kirche Pfeife zu rauchen, was die Bauern gerne taten, wenn sie den Pastor ärgern wollten.

1817 berichtet der Reichsheimer Pfarrer, nachdem ihm die Bauern die Feier des Reformationsfestes gründlich verdorben haben: „Besonders zeichnen sich hierin die Padewer aus, welche, überhaupt genommen, die schlechtesten unter allen sind." Nicht selten mußte der Pastor die „Militärexekution" in Anspruch nehmen, um Ordnung im Dorfe zu schaffen. Ähnliches wird aus verschiedenen anderen Siedlungen berichtet.

Aber auch die Pastoren waren aus allen Windrichtungen hergekommen, oft solche, die in der Heimat unmöglich geworden sind. So urteilt einmal Superintendent Bredetzky über sie: „Die meisten galizischen Pastoren sind Mietlinge, die mehr niederreißen als aufbauen."

Die Leute waren eben Kinder ihrer Zeit. Dazu kam noch, daß in den Kolonien Leute aus verschiedenen Gegenden zusammen angesiedelt worden sind, was in der ersten Zeit oft Grund zu Streitigkeiten gab. Das Unglück für die Kolonien waren die in jedem Ort vom Staat oder vom Grundherrn erbauten und an die Juden verpachteten Wirtshäuser. Die Ansiedler kamen aus der Weingegend in die Schnapsgegend und glaubten Schnaps wie Wein trinken zu können. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis die Kolonisten soweit gekommen sind, daß sie das Wirtshaus boykottierten solange, bis der Schnapsjude fortzog und das Wirtshaus schließlich aufgelassen werden mußte.

Einen großen Teil der abfälligen Urteile, besonders in den Berichten der galizischen Behörden, erklärt der Bericht des trefflichen Gubernialrats Kortun, der 1786 eine Besichtigungsreise durch die Kolonien vorgenommen hatte. Die Ansiedler sind, so führt er aus, nicht so allgemein liederliche und widerspenstige Leute, als man vorgibt. „Selbst an den Orten, wo sie am schlechtesten beschaffen sind, sei der Grund davon vorzüglich in der Art ihrer Behandlung, ihrer Dotierung und schlechten Auswahl der im Dorf zusammengesetzten Familien" zu suchen. Er verweist auf die vielen Fehler bei der Ansiedlung, die arg zerstückelten Felder, deren geringes Ausmaß und die oft dem „Riß und Plan auch nicht halb ähnlich gemachten" Häuser, die „vom Anfang ihrer Erbauung baufällig" sind. An einer anderen Stelle schreibt er: „Die Widerspenstigkeit finde er bei diesen Leuten gar nicht, es wäre denn, daß solche darin bestünde, daß sie gegen einen und anderen Wirtschaftsbeamten nicht so viel sklavische Unterwürfigkeit, kriechendes Benehmen und Ausdruck der tiefsten Untertänigkeit bezeugen, wie die polnischen Bauern. Der treuherzige Ausdruck und der freie Tritt des Deutschen gereicht schon manchem Wirtschaftsdirektor zum Ärgernis." In ähnlicher, aber noch viel deutlicherer Weise äußert sich 1812 der überaus verläßliche Superintendent Bredetzky: „Die Deutschen haben den Mut, die unerlaubten Zumutungen der Unterbeamten, die vom Mark der Armut zehren, zurückzuweisen; das hat ihnen den Haß der kleinen Tyrannen zugezogen." Als weiteren Grund der üblen Beurteilung führt Bredetzky den nationalen Haß der polnischen und ungarischen Beamten an. Aktenmäßig kann nachgewiesen werden, daß ein großer Teil der Klagen und Beschwerden der Beamten über die Ansiedler ungerecht und gehässig war; in vielen Fällen trugen die Beamten die Schuld.

Diesen Urteilen stehen übrigens zahlreiche überaus anerkennenswerte Äußerungen und Berichte über die Ansiedler und ihre Tätigkeit gegenüber.

So führt der genannte Kortun in seinem amtlichen Berichte aus: Es seien zwar nicht alle Ansiedler „fleißig, tätig und wohlgesittet", aber er könne mit Zuversicht behaupten, daß sie sich hin und wieder sichtbar von den Nationalisten (Einheimischen) auszeichnen und an vielen Orten auffallende Beweise ihres Fleißes geben." Er sagt weiter: „Die dreitägige Arbeit eines einheimischen Bauern ist kaum mit einer eintägigen eines deutschen Bauern zu vergleichen." Ähnlich äußert er sich über deutsche Handwerker.

Viele gute Berichte auch amtlicher Stellen sind erhalten. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß sich mit den Jahren die Beurteilung günstiger gestaltete, weil sich die Ansiedler langsam eingelebt und zusammengelebt haben. Bald reiften die deutschen Kolonien zu einer Blüte empor, daß sie allgemeine Bewunderung hervorriefen. So manche Kolonie hat dafür allerhöchste Belobigungen und Begünstigungen erhalten und trug durch ihre Mustergültigkeit dazu bei, daß sich viele polnische Großgrundbesitzer entschlossen haben, auch auf ihren Gütern Deutsche anzusiedeln (Graf Zamoiski, Graf Mier, Graf Rzewuski, Gräfin Potocka, Edle von Rogalińska, Graf Lanckoroński, die Herren Bielski, Lubowiecki, Dobrzański, Sygnów, Bagiński usw.).

Daß die einzelnen Kolonien und in der Folgezeit das Gesamtdeutschtum in Galizien ein einheitliches Gepräge bekamen, ist in sehr großem Maße der evangelischen Kirche zu verdanken. Schlimm war es mit den katholischen Siedlungen bestellt, die von Anfang an der polnischen katholischen Geistlichkeit unterstellt wurden, worauf ihr zahlenmäßiger Rückgang in der Hauptsache zurückzuführen ist.

Es wäre noch einer besonderen Forschung wert, zu ermitteln, wie stark die Beziehungen zwischen den Auswanderern und ihrer Heimat gewesen sind. Vieles weist darauf hin, daß man in Deutschland am Schicksal der Ausgewanderten Anteil genommen hat. Im Jahre 1800 hat z. B. die in Stuttgart verstorbene Baroneß Uexküll ein Legat von 165 fl zur Verteilung unter die armen evangelischen Schullehrer in Galizien bestimmt, um sie zum Eifer für ihr Amt aufzumuntern und zum Teil, um gute Schulbücher zur Bildung der Jugend anzuschaffen. Auch ließen sich die Kolonisten aus der alten Heimat Raps-, Klee- und Gräsersamen schicken.

Die Einstellung der Ansiedlung wurde, im Grunde genommen, von den Beamten bewirkt, die, die riesige damit verbundene Arbeit scheuend, allerlei Gründe in ihren Berichten vorgebracht haben. Sie haben sich nach dem Tode Josephs beim schwächlichen Kaiser Franz durchzusetzen gewußt gegen den Erzherzog Karl, der nicht müde wurde, die dringende Notwendigkeit der weiteren Kolonisation zu betonen. Obwohl er in der Forderung eines bestimmten Vermögens, das die Ansiedler mitbringen sollten, nachgegeben hat, so betonte er doch: „allein der Fleiß und die Industrie der deutschen Handwerker und Gewerbeleute dürfte dennoch über die Schwierigkeiten siegen". Nach dem Luneviller Frieden meldeten sich viele wohlhabende Bauern aus den von Frankreich besetzten überrheinischen Provinzen. Erzherzog Karl setzte sich äußerst stark für ihre Aufnahme ein, drang aber beim Kaiser Franz gegen die passive Resistenz der Beamten nicht durch.

Der Zweck der Ansiedlung war auf keinen Fall die Germanisierung des Landes, denn es wurden von der Regierung auch polnische Bauern angesiedelt. Auch wurden in wirtschaftlich besser stehenden Landstrichen keine Kolonien angelegt. Die angelegten Kolonien waren größtenteils sehr klein; sie zählten oft nur 8—12 Familien, so daß schon dieser Umstand allein darauf hinweist, daß es sich um keine Quantitäts-, sondern Qualitätskolonisation handelte. Dem großen Menschenfreunde Joseph II. schwebte eben ausschließlich das Wohl seiner neuerworbenen Untertanen vor, deren menschenunwürdiges Dasein er aus mehreren persönlichen Bereisungen Galiziens kennengelernt hatte.

Der Kuß.

Humoreske von Otto Anthes.

Dies war die Begebenheit, die das Dorf Palingen im Lande Ratzeburg vor Jahren in ein wahres Fieber der Entrüstung versetzte: Der Schulmeister hatte am hellichten Tage im Hausgärtchen vor seiner Schule seine Frau geküßt. Der Bauer Peters sah es, als er gerade vorüber ging; die Taglöhnerwitwe Hansen beobachtete es von ihrem Fenster aus; und mehrere Kinder, die um die Schule herum spielten, schauten mit offenen Mäulern zu. Über den Tatbestand war also nicht zu streiten, und es fragte sich nur, was zu geschehen habe. Nachdem die Sache am Nachmittag die Meinungen des ganzen Dorfes herausgefordert und abends im Dorfwirtshaus die maßgeblichen Bauern beschäftigt hatte, brach am andern Morgen eine Abordnung, drei Mann hoch, mit dem Schulzen an der Spitze, nach Ratzeburg auf, um bei dem Probst vorstellig zu werden.

Der Probst, als er die Klage vernommen hatte, wiegte den Kopf ein paarmal hin und her und gedachte die Angelegenheit mit einigen begütigenden Worten ins Gleiche zu bringen. Aber der Schulze fiel ihm in die Rede und sagte hitzig, es sei die Ansicht des ganzen Dorfes, daß der Schulmeister unmöglich an seinem Platze bleiben könne, und der Probst solle ihnen alsbald einen andern, anständigeren Lehrer besorgen. Da sah der geistliche Herr ein, daß Bauerngrimm aus verletzter Sittlichkeit so leicht nicht zu beruhigen sei. Er erklärte aber, daß er zuvor den Lehrer selbst hören müsse und ihn zu dem Zwecke kommen lassen werde.

Das geschah denn auch. Der Schulmeister war noch ein junger Mann, sah aber durchaus nicht frech und sittenlos drein. Der Probst setzte ihn von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung in Kenntnis. Der Schulmeister sah den Probst eine ganze Weile verdutzt an. Dann lachte er laut auf. — Ach ja, sagte er, das könne wohl stimmen. Er erinnere sich. Aber — Gewiß, unterbrach ihn der Probst, ein Verbrechen sei das nicht. Immerhin sehe er, daß es im Dorfe unliebsam vermerkt worden wäre; so sehr, daß man sogar seine Versetzung gefordert habe. — Da änderten sich die Mienen des jungen Mannes, und indem doch noch ein feines Leuchten in seinem Ernst blieb, sagte er, es wäre ja wohl auch nicht geschehen, wenn nicht seine Frau etwas zu ihm gesagt hätte, was ihm zu allzu großer Zärtlichkeit übers Herz gefahren wäre. — Was das denn gewesen wäre, fragte der Probst. Der Schulmeister schwieg eine Zeitlang. Dann aber antwortete er, während eine leichte Röte über sein Gesicht ging, das könne er nun wohl doch nicht sagen. — „Sehen Sie", sagte der Probst, „daß doch etwas dabei war, was die Öffentlichkeit scheut. Und also hätten Sie besser getan, auch die besagte Zärtlichkeit für die Kammer aufzusparen." — Der Lehrer schaute versonnen vor sich nieder, was der Probst für ein Versprechen der Besserung nahm und entließ ihn. Dem Schulzen aber schrieb er dahinzielend einen Brief und dachte, den unglücklichen Streit damit aus der Welt geschafft zu haben.

Das war aber durchaus nicht die Meinung der Dörfler. Und als der Lehrer am andern Tag sein Schulzimmer betrat, da fehlte über die Hälfte seiner Schüler. Er lief zum Schulzen und mußte hören, daß man von keinem Vater verlangen könne, er solle sein Kind einem solchen Schulmeister in die Schule schicken. Der Lehrer sah sich genötigt, an den Probst zu berichten. Der kam und berief eine Versammlung der Gemeinde, in der es überaus stürmisch zuging. Soviel der Probst auch zum Guten redete, die Bauern blieben dabei, dies sei ein anständiges Dorf, das einen derart lockeren Lehrer nicht brauchen könne. Und als der Probst schließlich, da er nicht mehr aus noch ein wußte, die Erklärung der Untat gab, soweit er sie von dem Schulmeister selber hatte, da rief der Schulze unter Zustimmung der ganzen Gemeinde, auch der Weiber: „In diesem Falle hätte der Lehrer lieber seiner Frau eins hinter die Ohren geben sollen". Da gab der Probst es auf, schloß die Versammlung und ging in tiefen Gedanken zum Schulhause. Er fand die Lehrersleute ernst aber gefaßt beieinander sitzen. Und nachdem er von dem Verlauf der Sitzung berichtet hatte, sagte er mit einem leicht verschmitzten Lächeln: „Ja, es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als Sie an die Stadtschule in Ratzeburg zu nehmen. Ich habe da einen alten Griesgram, dem es in der Stadt zu laut und lebendig zugeht. Den werd' ich den Palingern schicken. Der wird wohl hierher passen."

Als der Lehrer hierauf voller Dankbarkeit ihm die Hand schütteln wollte, zog der Probst die seinige zurück und sagte: „Eine Bedingung ist dabei. Sie müssen mir das Wort Ihrer Frau sagen, das zu dem ganzen Unheil geführt hat. Ich muß wissen, mit wem ich es zu tun habe."

Da schlüpfte die Frau aus dem Zimmer. Der Lehrer aber sagte: „Nun kann ich es Ihnen ja wohl sagen. Als Entschuldigung den Bauern gegenüber hätte ich es nie getan. Wir sind ein Jahr verheiratet und sind, wie Sie sehen, noch immer zu zweit. Nun ist da im Stachelbeerbusch des Hausgärtchens ein Nest von Rotkehlchen, und die Tierchen haben Junge. Wie wir nun davorstehen und uns das Hin und Her betrachten, mit dem die Alten die Jungen besorgen, und die offenen Schnäbelchen sehen, die aus dem Nest heraus schnappen, und das Gezwitscher hören, das um die ganze Freude herum ist, da sagt meine Frau mit einem Mal: „Du, übers Jahr wird's drinnen bei uns auch zwitschern". — Ja, Herr Probst, was soll man in solchem Augenblick anders tun, als —?"

Der Probst lachte übers ganze Gesicht.

„Allerdings", sagte er, „eins hinter die Ohren, wie die Palinger meinen, das ging nicht an. Immerhin", fuhr er dann fort und mühte sich, sehr würdig dreinzusehen, „ist es gut, daß Sie in der Stadt kaum Rotkehlchen vorm Hause haben werden."




Bunte Chronik

* **Kinderherzen wählen schnell.** Albert Camirand, ein Arbeiter aus San Francisko, war von seiner geschiedenen Frau angezeigt worden, weil er ihr die aus der gemeinsamen Ehe geborenen beiden Kinder entführt haben sollte. Die Lage des Angeklagten schien durchaus nicht günstig zu sein. Die Frau konnte ein früheres Urteil vorlegen, das ihr die Obhut über die Kinder zusprach. Das Publikum mochte wohl Mitleid mit dem Vater haben, aber seine Handlungsweise schien unverantwortlich, hatte er doch die Kinder aus einer Umgebung gerissen, in der für sie geradezu fürstlich gesorgt wurde. Die Mutter hatte nämlich später das Glück gehabt, einen reichen zweiten Mann zu finden. Nun hielt der Vorsitzende dem Beschuldigten vor, es sei doch eine Art von Gewissenlosigkeit, die Kinder in seine Hütte zu nehmen, wo sie allen möglichen Entbehrungen ausgesetzt seien. Da bat Camirand das Gericht nur um Vernehmung der „Geraubten". Die sollten sich nun äußern, ob sie lieber bei der Mutter geblieben oder zum Vater gegangen wären. Die Antwort war ein Schrei aus bedrängtem Kinderherzen: „Wir wollen lieber mit dem Vater zusammen hungern, als bei der Mutter in Daunenbetten liegen und jeden Tag Pudding essen." Die kurze Aussage genügte, um das Gericht zu Camirands Gunsten entscheiden zu lassen.

*

* **„Sind Sie auch ein Maler?"** Der französische Impressionist Hilaire Edgar Degas kam gelegentlich, wie fast alle bedeutenden Kunstmaler, nach Venedig, mietete eine Gondel und ließ sich spazieren fahren. Als der Führer bemerkte, daß sein Gast kleine Skizzen von der Rialto-Brücke und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt aufzeichnete, fragte er den Signor, ob er denn auch ein Maler sei. „Ja, ich bilde mir ein, einer zu sein", erwiderte Degas. „Warum fragen Sie aber so komisch, ob ich auch diesem Beruf nachgehe?" — „Das hat schon seine Bewandtnis, mein Herr", ließ sich der Gondelführer vernehmen. „Gestern hatte ich nämlich die große Ehre, Signor Adolphe Durand, den größten französischen Maler, herum fahren zu dürfen." Degas war nicht wenig erstaunt ob der kritischen Einstellung des Italieners: „So, so, Herrn Durand. Und woher wollen Sie wissen, daß Herr Durand der größte französische Maler ist?" — „Er hat es mir selbst gesagt, Signor", lüftete der Gondolier das Geheimnis.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.